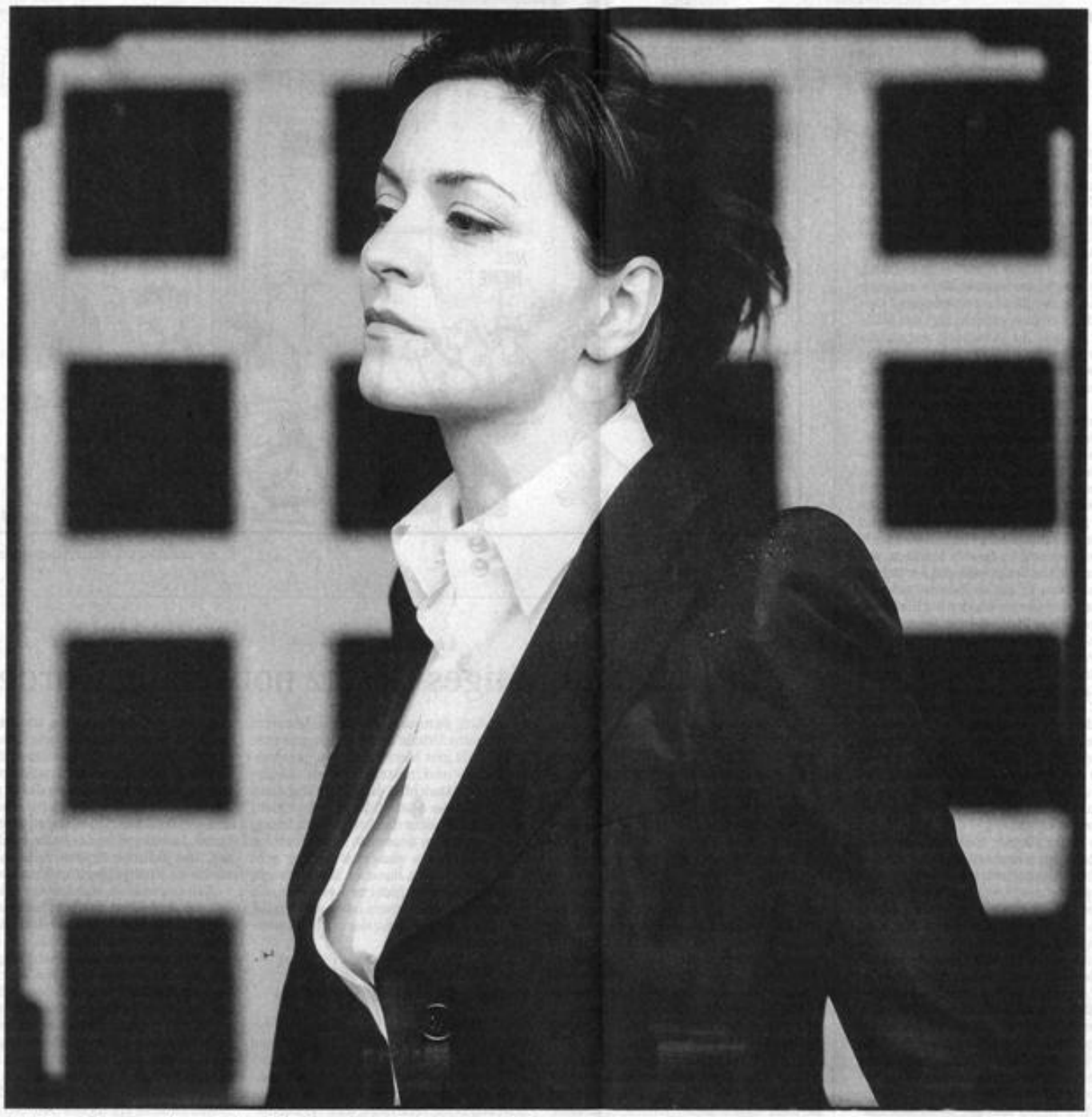

„Talkshows? Frau von nebenan? Ulknudel? Ich mag das nicht." Martina Gedeck

FOTO: JOACHIM GERN / FOTOSELECTION

Nicht zu fassen

Es gibt schlechte, gute und sehr gute Filmschauspielerinnen. Und es gibt Martina Gedeck – die Frau, die hypnotisieren kann

VON REBECCA CASATI

Ein altes Filmstudio in Rom. Unter einem Baldachin aus Blättern tritt Martina Gedeck hervor. Herbstsonne flimmert durch ihr hochgestecktes Haar, über ihre angeklebten Wimpern, dann noch weiter runter, in unrasierte Achseln. Sie trägt eine bodenlange, geschlitzte Brokatrobe und ist in Begleitung eines Mannes, er ist etwa drei Köpfe kleiner als sie. Gedeck hat ihn untergehakt. Sie bleiben stehen, schauen, dann winkt Gedeck, wie eine Königin in Zeitlupe.

Was soll das werden? Eine Anspielung auf einen Film von Fellini? Auf einen dieser anstrengenden, späten Fellini-Filme? Beim Näherkommen dann Erleichterung. Unter Gedecks Robe ragt, sehr untheatralisch, ein Paar Collegeschuhe hervor.

„Da sind Sie ja wieder!"

Da sind wir wieder.

Es gibt in Deutschland Schauspielerinnen, die gut sind, die den Leuten aber auf die Nerven gehen. Es gibt solche, die gar nicht gut sind, von denen die Leute aber nicht genug bekommen, weil der Deutsche sich ganz gerne fremdschämt, freitags zwischen 20.15 Uhr und 22 Uhr.

Und dann gibt es Martina Gedeck. Die in einer eigenen Liga spielt.

In der Musik kann man das hohe C sauber treffen. Man kann immer die quälende Achtelnote daneben oder auch völlig woanders liegen. In der Schauspielerei gibt es keine solchen Parameter oder richtigen Töne; es gibt nur die Resonanz. Das, was der Schauspieler bei Menschen auslöst. Die Frage, ob er es schafft, die Menschen zu sich, an seinen Ort zu locken.

Bei Martina Gedeck beginnt es mit dem Zucken eines Mundwinkels.

Dann kommt die Stimme.

Und weg ist man, bei ihr.

Wenn diese große, selbstsichere Frau spricht, so zart und ernst, fast wie gebrochen, dann hat man stets das Gefühl, die Welt sei gerade etwas weniger grob zu einem.

Sie behauptet sich: gegen schlechte Drehbücher, Blondinen und einfältige Fernsehredakteure

Häufig haucht sie einem Satzende eine Art Diphthong hinterher. Und je länger man ihr zuhört, desto wahrscheinlicher wird, dass sie noch ganz anderes, *wirklich* irres Zeug mit dieser Stimme anstellt; leise schreien vielleicht. Sich mit Bäumen beraten. Menschen von ihren Überzeugungen abrücken lassen.

Manchmal denken Regisseure, dass das, was sie vor der Kamera zeigt, nicht genug ist. Sie wundern sich dann später, wenn sie die Rohschnitte der Aufnahmen sichten; doch, natürlich, es ist alles da.

Seit nunmehr 30 Jahren behauptet sie sich in Deutschland. Gegen die Trends. Gegen dumme Drehbücher. Gegen deutsche Fernsehredakteure, die oft selbstherrliche Verwaltungsangestellte sind, Zwergriesen in den aufgeplusterten öffentlich-rechtlichen Anstalten, denen alles Mögliche einfällt, aber zum Beispiel nur sehr selten inspirierte Geschichten, die von Frauen über 25 handeln. Und: Sie behauptet sich gegen all die Blondinen.

Irgendwann Anfang der 1990er Jahre traf Martina Gedeck eine Entscheidung. Deutschland war im Beziehungskomödientaumel. Für die grundsätzlich blonde Hauptdarstellerin brauchte man eine grundsätzlich dunkelhaarige, beste Freundin, und am liebsten nahm man dafür Gedeck. Nachdem sie die brav gespielt hatte, in „Stadtgespräch" oder „Der bewegte Mann", war es mal gut: „Irgendwann habe ich dann gesagt: Das mach' ich jetzt nicht mehr. Irgendwo muss die Figur ein Solitär sein."

Die strenge Katja Riemann galt von heute auf morgen als schwer vermittelbar. Die schöne Katja Flint war plötzlich nicht mehr so präsent. Die knödelnde Veronika Ferres hingegen blieb es, natürlich auch in der Rolle des Blitzableiters. Es macht einfach auch mal gute Laune, sie doof zu finden.

Gedeck unterdessen veranstaltete mit den Deutschen eine sonderbare Hypnose: Man schaute sie all die Jahre so gerne und so häufig an. Und hinterher konnte man wieder nicht genau sagen, wie sie denn nun eigentlich ausgesehen hatte. Dabei hat sie sich über die Jahre kaum verändert. Da ist ihr blasses, herzförmiges Gesicht. Viel braunes Haar. Fast schwarze Augen. Eine gerade, unspektakuläre Nase. Nichts ist für sich genommen speziell an Martina Gedeck. Aber in der Kombination ist es betörend.

Ihre Figur ist statuesk. Was fast immer ein kümmerliches Wort ist, um jemanden zu beschreiben, aber Gedecks Konturen sind nun einmal genau so. Zeitlos. Fitnessstudiofrei. Kein Knochen steht irgendwo raus, auch keine harte Kurve. Ihre Bewegungen sind von ultra-fraulicher Trägheit, sie sagt, sie sei 1,74 Meter groß, aber kann das stimmen? Sie wirkt viel größer. Und hatte sie schon immer so viele Sommersprossen?

Nein, sagt sie, während etwas später, im Make-up-Trailer, ihre Lider libellenflügelblau gefärbt werden. Die Sommersprossen seien erst jetzt sichtbar geworden, seit sie so viel draußen war, während der Dreharbeiten für ihren neuen Spielfilm „Die Wand". Die Verfilmung jenes lange als unverfilmbar geltenden Romans der Österreicherin Marlen Haushofer. Die in dem Alter starb, in dem Gedeck jetzt ist, um die 50. Nach Erscheinen in den 1960ern wurde das Buch erst zur Hausfrauenliteratur sortiert. Nach ein paar Jahren von der Frauenbewegung vereinnahmt, schließlich sogar von der Anti-AKW-Bewegung und den Grünen. Ächz. Eine Menge Ballast für das arme Buch.

Tatsächlich ist die Geschichte wohl schlicht: eine Art tiefenpsychologischer Bewusstseinstrip. Von einer Frau, die bei einem Ausflug in die Berge feststellt, dass sie über Nacht von einer unsichtbaren Wand eingeschlossen wurde. Die einzigen Gefährten, die bleiben, sind Tiere, ein Hund, zwei Katzen, zwei Kühe, eine Krähe.

Und: der Wald.

Man mag derlei Geschichten manieriert und prätentiös finden. Trotzdem, diese erwischt einen. Und es gibt kaum mal die Chance für eine Schauspielerin, etwas derartig Solitäres zu spielen. Und es gibt dann keine Schauspielerin, die in einem so erratischen Szenario plausibler spielen würde als Martina Gedeck.

„Wir Deutsche sind Experten: für das Gefühl, keinen Boden unter den Füßen zu haben."

Hier in Rom dreht Gedeck übrigens gerade einen Film für das italienische Kino. Er spielt in den 1970ern, und sie verkörpert eine frauenbefreite Deutsche. Mehr soll und darf man nicht wissen, auch das Set darf man nicht besuchen, wie der drei Kopf kleinere Herr, er ist der Produktionsassistent, noch einmal ausdrücklich betont; hier hinter dieser Tür sei Schluss. Sekunden später kann man beobachten, wie auch er Opfer von Gedecks hypnotischem Sprech wird.

„Wir gehen jetzt da mal rein", sagt sie, als sei das die einzig richtige Antwort auf sein Verbot. Drinnen ist es, wie es auf den Sets eben so ist. Alle sind sie da. Die jungen Männer in Armeehosen mit Schlaufen, an denen irgendwelche Messgeräte befestigt sind. Die Make-up-Frau, die früher bestimmt mal Fotomodell war. Das blonde Scriptgirl, für das es vor der Kamera nicht gereicht hat. Abgeklärte Assistentinnen, aufgeregte Statisten, Kinder.

Martina Gedeck bewegt sich dazwischen mit etwas, was man sich aneignet, wenn man lange Zeit 68er vor der Nase hatte und sich 30 Jahre lang in immer wieder neuen Gruppen zurechtfinden musste: Sie hat Talent zur Gruppendynamik. Sie ist Teil des Organismus, spricht leise auf Leute ein, legt Hände auf Schultern, lässt sie da liegen. Wie bei einer Verschwörung.

„Ich hab' gemerkt, wenn man sich abschottet, dann wird die Arbeit schwieriger", wird sie später im Make-up-Wagen sagen. Zuvor ist sie noch einmal dran, schlüpft aus ihren Schuhen, verschwindet in der Kulisse. Und mit ihr auch der Zauber. Der sehr kleine Assistent erwacht aus seiner Trance: „Ja, aber – was machen Sie denn hier?? Sie dürften doch gar nicht hier sein! Ich muss Sie bitten, auf der Stelle und sofort ..."

Nach dem Zweiten Weltkrieg ist nur wenigen Deutschen gelungen, was bei Gedeck bis heute selbstverständlich wirkt: im Ausland zu arbeiten. Sie drehte in Frankreich mit Francis Girod, in Hollywood mit Robert De Niro, in London mit Helen Mirren. In Deutschland schaffte sie etwas, was neben ihr nicht viele schaffen: neben den guten auch die mittelmäßigen Filme zu veredeln, um die auch eine große Schauspielerkarriere, zumal eben in Deutschland, nicht herumkommt.

Haben die Kollegen in den anderen Ländern eigentlich ein anderes Selbstverständnis?

„Ja", sagt sie sehr schnell.

Hier in Italien seien sie eigentlich ganz besonders entspannt. In England seien sie völlig bei sich. Sie habe sich in England wie eine zittrige Pflanze zwischen lauter Tiefwurzlern gefühlt. Die Franzosen: extremes Selbstbewusstsein, manchmal übrigens gar nicht mal so angebracht.

Die Amerikaner. Freundlich, effizient. Erfreuliche Erfahrung für die freundliche, effiziente Martina Gedeck

Dagegen die Deutschen?

„Wir sind die Experten für ein bestimmtes Gefühl: Wir wissen, dass die Dinge nicht unbedingt so sind, wie sie aussehen. Wir sind das Land, das sich in den letzten 200 Jahren am meisten verändert hat, wir haben uns selber unserer Traditionen beraubt, durch unsere Kulturgeschichte geht ein Riss. Deswegen gibt es hier auch eine andere Art von Erschüttertheit. Das heißt nicht, dass wir ängstlich sind. Trotzdem können wir es abrufen: das unterschwellig ständige Gefühl, keinen Boden unter den Füßen zu haben."

Martina Gedeck wuchs zunächst in Landshut auf. Ihr Vater war Lebensmittelgroßhandelskaufmann. Damals ging man, wenn man beruflich mehr Chancen haben wollte, tatsächlich noch von Bayern nach Berlin: in die Subventionsoase. So machten es auch die Gedecks, Anfang der 1970er. Die Familie zog in eine schöne Wohnung am Theodor-Heuss-Platz in Charlottenburg.

Willy Brandt hatte sein Amt mit dem Versprechen angetreten, „die Einheit der Nation dadurch zu wahren, dass das Verhältnis zwischen den Teilen Deutschlands aus der gegenwärtigen Verkrampfung gelöst wird". Dass Berlin in irgendeiner Weise verkrampft war, darüber dachte man als Kind nicht weiter nach. Für die Landshuterin Martina war Berlin nicht geteilt, sondern vor allem groß. Auch waren die Kinder frecher als daheim.

Gefiel der kleinen Gedeck alles.

Sie lernte Blockflöte. Ging mit ihrer Schwester in den Schlosspark, in die Oper oder in die Philharmonie, später gab es einen Schrebergarten in Spandau, dann bekamen sie eine weitere Schwester. Die behütete, gutbürgerliche, vollkommen unneurotische Kindheit lief einfach so weiter. Ging über in eine ebensolche Jugend, mittlerweile schon Mitte der Siebziger. Als junger Erwachsener war man damals, in den zähflüssigen Ausläufern von 1968, entweder politisiert, oder man tat eben so.

Einerseits sprachen alle dauernd von Revolution und Verweigerung. Wer dabei sein wollte, musste immer und überall mitreden und sich dabei außerhalb der Politik, ja, gegen sie bewegen. Dass all die Debattierklubs auch funktionierten, weil langhaarige Referendare dort junge, hübsche Mädchen abschleppen konnten – geschenkt. Der deutsche Herbst stand kurz bevor, und die junge und sehr hübsche Martina Gedeck sollte ihn während eines Austauschjahres in Amerika mehr oder weniger verpassen. Ihre Generation kam eigentlich zu spät für die totale Politisierung, plapperte aber nach, was die sogenannten Freaks über das „Kapital" vom Stapel ließen.

Wieso heißt es ständig, dass sie so schwierig sei? Sie wirkt klug, konzentriert und aufgeräumt

Sie kann heute über diese Zeit, übrigens auch über sich in dieser Zeit, sehr vergnügt werden: „Ich war in einer Frauengruppe, das muss man sich mal überlegen, ich glaub', ich war da 13!"

Allerdings wird es langsam etwas verdächtig mit ihr. Sie ist nachvollziehbar, artikuliert und auf eine fast anrührende Art zufrieden darüber, wie weit sie gekommen ist. Es soll doch aber so sehr schwierig sein mit ihr, so steht es in jedem zweiten Text. Schauspieler, von denen man vieles nicht weiß, sind nun mal schwierig. Schwierig bedeutet für eine deutsche Schauspielerin heutzutage allerdings, dass es für sie, ja: schwer wird. Weshalb *schwierig* eben auch etwas anderes bedeutet als *unbequem*. Unbequem gilt in den Feuilletons bis heute als deutlich schick.

Das war das Wort, das die 68er benutzten, wenn sie sagen wollten: endlich mal einer, der den Mund aufmacht. Ein größeres Kompliment als „unbequem" gab es nicht. Peter Zadek mit seinen modernen Shakespeare-Inszenierungen, seinen Allüren und seinem Star-Schauspieler Ulrich Wildgruber, der war ein Unbequemer. Ebenso Peter Stein, der die Berliner Schaubühne am Halleschen Ufer in ein Mitbestimmungstheater verwandelte.

Zadek und Stein waren 68er, Intellektuelle und Rebellen. Die Mischung Trotzki-Gott-Elvis Presley. Dieser Nimbus muss dann eben auch den Teenager Gedeck angeweht haben, obwohl sich Gedeck damals eigentlich viel mehr für Musik und ihr eigenes Blockflötenspiel interessierte.

Sie kam in Zehlendorf aufs Gymnasium. An ihrer Schule gab es die Streber, die Rocker, die Freaks. Gedeck war eine Außenseiterin, weil sie sich keiner der Gruppen anschloss. Dann wurde sie Klassensprecherin, weil sie sich keiner der Gruppen angeschlossen hatte. Nach dem Abi und einem kurzen Ausflug ins Studium der Geisteswissenschaften folgte sie einer inneren Stimme, bewarb sich am Berliner Max-Reinhardt-Seminar – und wurde direkt angenommen.

Nach der Ausbildung tat sie sich schwer, sie fühlte sich wie im toten Winkel. Die sogenannte Revolution hatte vor ihrer Generation stattgefunden. Und die sogenannten Regie-Revoluzzer waren schon lange am Ruder, sie hatten das Theater nach ihren Vorstellungen umgebaut, das Weinbrandpralinenpublikum ein klein wenig erschreckt – saturiert und selbstherrlich wie alternde Rockstars saßen sie auf den Pfründen ihres gratismutigen, da ja eh subventionierten Getöses. Und dafür sollten die Nachzügler sie nun bewundern? Ihre Radikalität? Immer wieder gab es dieselben jämmerlichen Vorhaltungen: Ihr habt die Leidenschaft halt leider nicht, schaut euch den Fassbinder an, der hat sich für die Kunst noch totgekokst ...

Psychologisch muss man sich das wahrscheinlich vorstellen wie bei einem Kind, dem die bewunderten Eltern ständig sagen: „Bemüh dich nicht. So erfolgreich wie wir wirst du nicht werden."

„Die wollten auch gar keinen Nachwuchs", meint Martina Gedeck: „Sie waren sich selbst genug. Sie waren genial. Und wir trottelten da so ein bisschen hinterher und wussten nicht so recht."

Als Zadek ihr Ende der 80er ein Angebot macht, ans Hamburger Schauspielhaus zu kommen, lehnt sie ab. Sie will Dominik Graf nicht hängenlassen, bei dem sie damals für einen Fernsehfilm unterschrieben hat. Zadek hängenlassen? Für einen Fernsehfilm? Hochverrat! Das hat er ihr nie verziehen.

Dass sich viele Lücken nicht mehr schließen, bekam Gedeck auch zu spüren, nachdem sie 2008 in „Der Baader Meinhof Komplex" Ulrike Meinhof verkörpert hatte und dazu in die Talkshow von Anne Will eingeladen wurde. Sie saß neben Hans-Jochen Vogel. Der hochging wie eine Lenkrakete, weil er fand, dass die Terroristen im Film als zu lässig porträtiert worden waren. Man sah Martina Gedeck erstaunt, verwirrt, regelrecht abwesend dort herumsitzen. Vollkommen überrumpelt von der Unversöhnlichkeit, dem Argwohn, dass etwas falsch wiedergegeben worden sein könnte. „Dabei", sagt sie heute, „gibt es ja auch noch einen anderen Blick darauf. Der muss doch statthaft sein."

Lustig, wie vieles dann letztlich ausgeht. Mit Peter Stein beispielsweise, der einst aus den Münchner Kammerspielen geflogen war, weil er für den Vietcong Geld gesammelt hatte. Gerade ist er 75 geworden, Träger des Bundesverdienstkreuzes und des Ordens Pour le Mérite. Bequemer kann man es sich im Establishment nicht machen als Unbequemer. Von der unsentimentalen Nachwelt mehr oder weniger vergessen oder eben belächelt, sitzt der Ex-Abonnentenschreck auf einem schmucken Gutshof in der Toskana und koffert nicht Schauspieler, sondern nun eben Journalisten an, wenn sie sich mal nähern sollten. Thomas Bernhard hätte es nicht besser erfinden können.

Sie musste erst den Hochmut verarbeiten, der ihrer Generation von den 68ern entgegenschlug

Lächerlich? Ja, aber trotzdem beschäftigt es die große Schauspielerin Martina Gedeck bis heute. Der ja ziemlich schockierende Befund, von den Leuten mit der Deutungshoheit allerhöchstens als nicht satisfaktionsfähiges Bindeglied angesehen zu werden. Irgendwie ist es ihr aber gelungen, das in Energie statt in Lähmung umzuwandeln. In die Fähigkeit zur Kommunikation und Adaption und Osmose. Vielleicht hat sie auf diese Art sogar ihr stärkstes Asset entwickelt, die Reduktion, vielleicht versucht sie es deshalb so genau andersherum, eben ohne den ewigen Krawall.

Anderntags, in einem Synchronstudio am Stadtrand von Berlin, sieht man allerdings, dass sie auch ziemlich gut darin sein kann, Kollegen mal ein paar Instrumente zu zeigen. Sie steht an einem Pult und verfolgt sich selbst auf dem Bildschirm. Es geht um einige Szenen aus „Am Hang", einem Film, der nächstes Jahr erscheint. Und als der Toningenieur hinter der Scheibe ihr vielleicht etwas zu eilfertig vorschlägt, hier, hinter einem Wort, vielleicht eine etwas längere Pause zu setzen, weist Gedeck ihn ziemlich scharf zurecht, er solle ihr bitte nichts erklären, stattdessen würde sie das jetzt gerne drei- bis viermal hintereinander machen, bis *der Markus* sagt, dass es gut sei.

Markus Imboden ist der Regisseur – und Gedecks Lebensgefährte. Ein lakonischer Schweizer, der neben dem Toningenieur sitzt und wenige, präzise Dinge durchgibt wie: „zu fest geflüstert". Gedeck nickt und versucht es weiter, bis er „prima" sagt. Gedecks letzter Lebensgefährte war Ulrich Wildgruber, der deutsche Legendenschauspieler. Sie hatten sich am Hamburger Schauspielhaus kennengelernt, er war 26 Jahre älter als sie. Als er krank am Herzen wurde, schrieb er ihr einen Abschiedsbrief und ging in die Nordsee.

„Da bin ich schon sehr auf dem Boden des Abgrundes angekommen. Natürlich ist das Vertrauen bei mir erschüttert, durch diesen Verlust, den ich da erlebt habe. Dadurch weiß ich: Es geht nicht immer alles gut aus."

Viel mehr wird man darüber von Gedeck nicht zu hören bekommen.

Nach ihrem Auftritt mit Hans-Jochen Vogel war Martina Gedeck nie wieder in einer Talkshow. Und davor bestimmt 15 Jahre lang nicht. Auch das hat sie dann eines Tages beschlossen: „Für mich ist das Quatsch, es nervt mich. Mit jemandem länger zu sprechen, zum Beispiel im Radio, das mache ich gerne. Aber nur ein paar Minuten, das ist sinnlos. Diese Art von Werbung muss ich als Schauspieler auch nicht leisten. Wenn es einen Verschleiß gibt, wenn man ständig in jeder Talkshow sitzt: Was verkauf' ich denn da? Wer werde ich denn dann? Die Frau von nebenan, die Ulknudel? Ich mag das nicht. Da muss ein gewisser Zauber bleiben bei einem Schauspieler."

In ein paar Wochen wird Martina Gedeck wieder vom Radar verschwinden. Dann sind die Dreharbeiten und Interviews fürs Erste vorbei. Was sie dann so macht? Gar nichts. Jedenfalls nichts, was mit Terminen zu tun hat.

Nach dem großen Erfolg von „Das Leben der anderen" stellte sich bei Gedeck ein neues Bewusstsein ein. Das Gefühl, nicht mehr ausgeliefert, unabhängiger zu sein von Bewertungen. „Früher war der äußere Blick wichtig für mich, das ist er nicht mehr."

Also wieder eine Premiere, eine Talkshow, eine Runde im Borchardt ohne sie. Sie wird zurückkehren in ihre Wohnung im ganz und gar unhippen, bürgerlichen Zehlendorf. Dem Collegeschuh unter Berlins Stadtteilen. Sie wird spazieren gehen und ihr Klavierspiel verbessern.

Das ist dann die Phase, wo man wieder vergisst, wie sie eigentlich noch mal genau aussieht. Kann sein, dass die Welt das wieder ein bisschen schwierig findet. Kann aber auch sein, dass das egal ist.